

Inhaltsverzeichnis

[1. Kapitel](#)

[2. Kapitel](#)

[3. Kapitel](#)

[4. Kapitel](#)

[5. Kapitel](#)

[6. Kapitel](#)

[7. Kapitel](#)

[8. Kapitel](#)

[9. Kapitel](#)

[10. Kapitel](#)

[11. Kapitel](#)

[12. Kapitel](#)

[13. Kapitel](#)

[14. Kapitel](#)

[15. Kapitel](#)

[16. Kapitel](#)

[17. Kapitel](#)

[18. Kapitel](#)

[19. Kapitel](#)

[20. Kapitel](#)

[21. Kapitel](#)

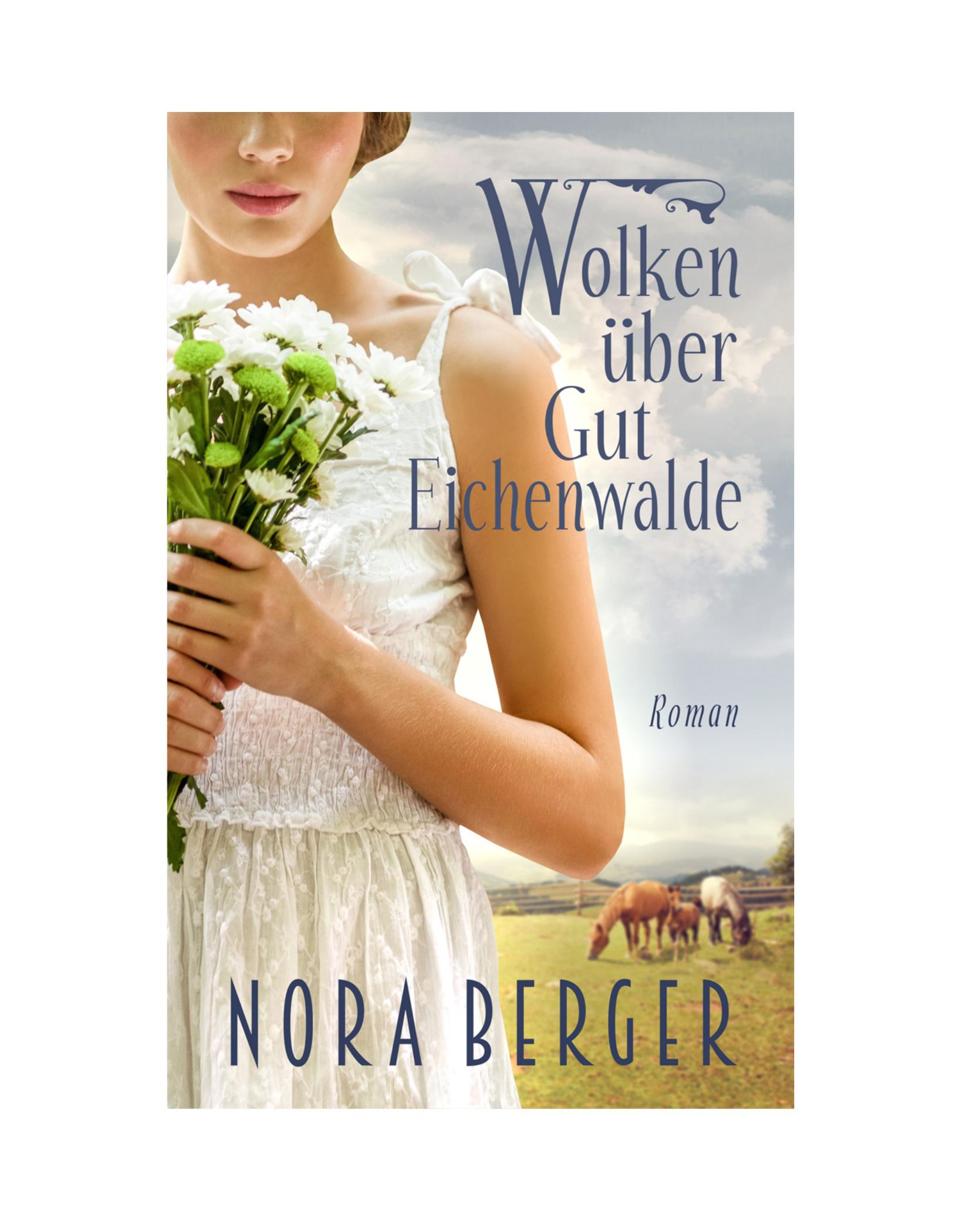
[22. Kapitel](#)

[23. Kapitel](#)

[24. Kapitel](#)

[25. Kapitel](#)

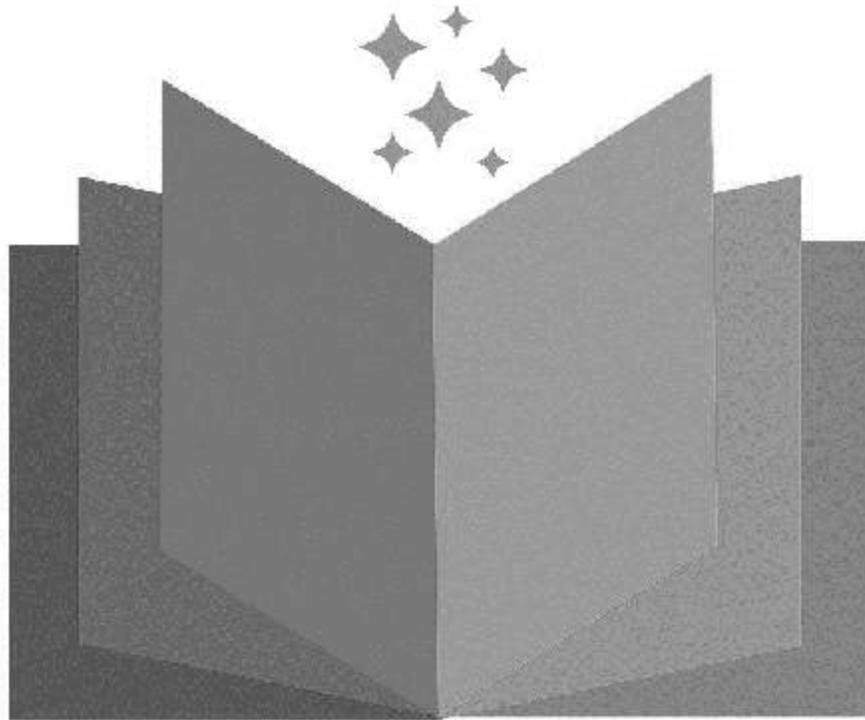
[Zur Autorin](#)



Wolken
über
Gut
Eichenwalde

Roman

NORA BERGER



BC PUBLICATIONS
DIGITAL EDITION

NORA BERGER

Wolken
über
Gut
Eichenwalde

Deutsche Erstausgabe (E-Book) Mai 2022

Für die Original-Ausgabe:

© 2022 BC Digital Edition, ein Imprint von BC Publications

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der

Übersetzung,

des öffentlichen Vortrags, sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile,

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit

Genehmigung des Verlages.

Lektorat/Korrektorat: Andreas März
Satz & Layout:BC Publications GmbH
Covergestaltung: Ilona Gostynska-Rymkiewicz

ISBN-13: 978-3-941717-64-0

Besuchen Sie uns im Internet:

<https://bc-publications.online/>

1. Kapitel

Der Zug ratterte mit rhythmischem Stampfen über die Gleise. Antonia blickte aus dem Fenster ihres Abteils, hinter dem die verregnete Landschaft vorüberflog. Sie war ein hübsches junges Mädchen mit dunklen Augen und ebensolchen Brauen, die im Kontrast zu ihrem hellen, zu einem Zopf geflochtenen Haar standen. Der karierte Faltenrock und die Kniestrümpfe, die sie trug, ließen sie mit ihren sechzehn Jahren beinahe kindlich wirken. Die Gegend schien ihr eintönig, denn so weit das Auge reichte, erstreckten sich nichts als flächige Weizenfelder, Kiefernwälder, knorrige Bäume und Sträucher unter einem wolkenverhangenen Himmel. Die Umrisse schlossähnlicher Gutshöfe zeichneten von Zeit zu Zeit versteckt hinter bewaldeten Flächen am Ende einer Allee ab, und die Dächer der Dörfer wirkten wie rote Farbtupfer in all dem Grün. Antonia hatte die ganze Zeit gehofft, einen Blick auf die Ostsee, auf Meer und Wellen zu erhaschen, doch die Reise von Berlin zum Bahnhof Schwerin, an dem sie in Richtung Rostock umgestiegen waren, führte landwärts. Jetzt mussten sie aber bald in Bützow sein und so viel sie wusste, würde es von dort mit einem Gefährt zum Gestüt ihres Großvaters, nach Gut Eichenwalde weitergehen. Über ihren Großvater

hatte sie bisher nie nachgedacht, ja, sie wusste nicht einmal, dass sie einen hatte. Zu Hause sprach man nie über ihn.

Antonia streckte und reckte sich jetzt unruhig auf ihrem Platz. Neben ihr saß die Beauftragte des Jugendamtes, Fräulein Dröge, die mit gelangweilter Miene in einem christlichen Journal blätterte. Sie war eine Person unbestimmten Alters, mit spitzer Nase und dünnen, zu einem Dutt befestigten Haaren. Man sah ihr an, dass sie ihre Aufgabe ernst nahm, denn von Zeit zu Zeit warf sie Antonia einen prüfenden Blick aus ihren mausgrauen Augen zu, der nicht die geringste Spur Wärme enthielt.

Antonia gähnte hinter vorgehaltener Hand, die lange Fahrt ermüdete sie allmählich. Das regelmäßige Rattern des Zuges war einlullend und ihr fielen immer wieder die Augen zu. Dann träumte sie, dass das alles gar nicht wahr sein konnte, der Verlust ihres Vaters und plötzliche Tod der Mutter. Dass sie jetzt ganz allein dastand. Sie sah sich an dem kleinen Bullerofen in der warmen Stube sitzen, wo der Vater neben ihr konzentriert an seiner Staffelei malte, während die Mutter an ihrer Auftragsarbeit, dem Reparieren feiner Wäsche, stichelte. Doch beim Halt des Zuges an einer kleinen Bahnstation, an der eilig ein paar vom Regen durchnässte Menschen einstiegen, wurde sie unsanft wieder in die Wirklichkeit versetzt. Was würde nun werden? Die Zeit im Heim des Berliner Waisenhauses war unerträglich

gewesen. Sie war herumgeschoben worden und die Strenge der Nonnen, die Einhaltung der Regeln; aber vor allem die menschliche Kälte, die ihr dort entgegenschlug, hatten sie verunsichert und eingeschüchtert. Nach vielen Formalitäten und dem darauffolgenden Beschluss der Behörden war ihr durch die Fürsorge Fräulein Dröge zugeteilt worden, die sie von Berlin zu ihrem Großvater nach Gut Eichenwalde bringen sollte. Sie war erstaunt gewesen, von ihm und dem großen Gut, das er besaß, zu hören. Ihr Vater Karl hatte scheinbar nur bis zum achtzehnten Lebensjahr dort gelebt und war nach dem Tod seiner Mutter dann nach Berlin gezogen, um Kunst zu studieren und sich als Maler einen Namen zu machen. Von Gut Eichenwalde sprach er nie. Auch nicht darüber, dass sein Vater, also ihr Großvater, nach dem Tode seiner Frau noch einmal geheiratet hatte; eine Frau mit zwei Kindern. Es musste wohl Zwistigkeiten gegeben haben, so genau wusste Antonia das nicht. An der Kunstakademie hatte der Vater dann ihre Mutter Gertrud kennengelernt, ein sanftes zartes Wesen, das immer kränklich war und das die eigene Malerei bald aufgeben musste, um die Familie mit dem Stopfen feiner Wäsche über Wasser zu halten.

Antonia öffnete die Augen. Wann waren sie endlich in Bützow? Die Fahrt mit der schnaufenden Eisenbahn zog sich ganz schön in die Länge. Gelangweilt presste sie die Stirn gegen die Fensterscheibe, wo die Landschaft vorüberflog. In

der Ferne erregte ein Reiter auf seinem Rappen ihre Aufmerksamkeit, der ganz allein, Wind und Regen trotzend, mit wildem Tempo über die Felder galoppierte. Seine vollkommene Haltung, seine harmonisch gleitenden Bewegungen, mit denen er mit seinem eleganten Ross förmlich zu verschmelzen schien, war bewundernswert. Jetzt näherte er sich und ritt auf einem Feldweg, der parallel zu den Gleisen führte, eine Weile neben dem Zug her. Antonia hatte die Gelegenheit, ihn genauer zu mustern. Er war jung, trug eine blaue Uniformjacke, schneidige Stiefel und enge Reithosen. Sein kurzer, offener Umhang, der ihn vor dem Regen schützen sollte, flatterte hinter ihm her, die Gerte lag lässig an seiner Seite. Das Wetter schien ihm nichts auszumachen, er trug nicht einmal eine Kappe und der Sturm wehte ihm das dunkle Haar aus der Stirn. Als er sein Pferd wendete, konnte sie in einem kurzen Moment sein gut geschnittenes Gesicht erkennen, die Frische und Begeisterung auf seinen Zügen, die Hingabe, mit der er seinen Ritt genoss. Jetzt beugte er sich vor, als wollte er dem Pferd etwas in Ohr flüstern, und versetzte ihm einen kurzen Schlag mit der Gerte auf die Hinterhand. Der Rappe bäumte sich kurz auf, streckte sich und fiel dann in einen rasenden Renngalopp. Wie eine Schimäre, etwas Unwirkliches, stoben die beiden davon und verloren sich bald in einem Nebelfeld aus Antonias Blickfeld. Sie atmete tief auf und lächelte vor sich hin. Wie schön musste es sein,

so auf einem Pferderücken dahinzufiegen, sich im Rausch der Geschwindigkeit Wind und Regen um die Nase wehen zu lassen, statt stundenlang in einem stickigen Abteil zu sitzen! Es war das erste Mal, dass sie wieder eine Regung in ihrem Herzen spürte, so etwas wie Freude, einen Wunsch, so etwas auch erleben zu dürfen. In der Zeit nach dem Tode ihrer Eltern hatte sie sich für nichts mehr in ihrer Umgebung interessiert, keine Lust zu etwas, keinen Antrieb mehr gehabt. Der Schock über den plötzlichen Tod der Mutter, die einer Lungenkrankheit erlegen war, saß zu tief. Nach den ersten, tränenreichen Stunden hatte sie nur noch eine stumpfe Gleichgültigkeit empfunden, für alles, was um sie herum geschah. Gewiss, die Mutter hatte einen bösen Husten, der ihr Leiden verschlimmerte, aber Antonia hatte nie geglaubt, dass sie daran sterben könnte. Vielleicht waren die Näharbeiten, an denen sie manchmal die halbe Nacht saß, schuld daran. Aber seit Antonias Vater im Großen Krieg gefallen war, musste die Mutter sich und Antonia in den schlechten Zeiten ja irgendwie durchbringen. Das kleine Mansardenzimmer in Berlin, in dem sie wohnten, war mit den zuvor expressionistischen, später eher in düsteren Tönen gehaltenen Gemälden des Vaters vollgestellt gewesen. Er war Künstler durch und durch – aber bis auf wenige Bilder, die ein Auktionator ihm für einen geringen Preis abnahm, konnte er nichts verkaufen. Kaum jemand

interessierte sich für seine Malerei, und so musste auch er immer wieder andere Nebenarbeiten annehmen.

»Antonia«, die scharfe Stimme Fräulein Dröges, die ihr Magazin verstaut hatte und nun in ihren viel zu großen, grauen Regenmantel schlüpfte, riss sie aus ihren Gedanken. »Wach auf! Mach, zieh dich an, aber schnell«, befahl sie ungeduldig, setzte ihren kleinen Kapotthut auf und schlüpfte in ihre Wollhandschuhe. »Und nimm deinen Koffer. Wir sind gleich da. Beeil dich gefälligst.«

Gehorsam erhob sich Antonia, griff nach ihrem dünnen braunen Mantel, den die Mutter immer wieder gewendet und ausgebessert hatte, zog die schwarze Baskenmütze über den Kopf und legte ihren Rucksack um. Der Zug kam mit einem Ruck zum Stehen, sie lief eilig hinter Fräulein Dröge den Gang entlang und stieg über das hohe Trittbrett des schnaufenden Ungetüms. Neugierig sah sie sich auf dem kleinen Bahnsteig mit dem niedrigen Bahnhofsgebäude um, auf dem sie die einzigen Reisenden zu sein schienen. Würde der Großvater sie abholen kommen? Doch niemand war zu sehen, und der Zug dampfte wieder los und verschwand in der Ferne. Nur ein scharfer Geruch von Kohle und Rauch, der durch die Luft schwebte, blieb von ihm noch übrig. Der Regen hatte aufgehört und in die eingetretene Stille klang helles Vogelzwitschern. Antonia stolperte mit ihrem Koffer hinter Fräulein Dröge her, die zügig voranstrebte, zu einer der Droschken an der Haltestelle.

Nach kurzer Verhandlung des Fahrpreises saßen sie auf ihren Sitzen und der Kutscher trieb die schläfrigen Pferde an. Antonia fröstelte. Am unbewegten Gesicht ihrer Begleitung vorbei betrachtete sie die neue Umgebung, die von Laubbäumen gesäumten Wiesen und vereinzelt kleinen Weihern, an denen sie vorüberfuhr. Schließlich bogen sie in eine dunkel verschattete, von mächtigen Eichen gesäumte Allee ein, deren Blätter schwer waren von der Nässe des Regens. Wie eine gerade Linie breitete sich der Weg vor ihnen aus und Antonias Herz schlug schneller, als bald, von einem kurzen Sonnenstrahl getroffen, das lichte, weitläufige Gebäude von Gut Eichenwalde vor ihren staunenden Augen auftauchte. Mit seinen Giebeln und Türmen, den beiden Flügeln, eingerahmt von großzügigen Stallungen und Nebengebäuden, wirkte es wie ein Schloss aus einem Märchen. Hinter dem großzügigen Sandplatz schimmerte geheimnisvoll die Wasserfläche eines kleinen Sees, umsäumt von tief hängenden Weiden. Fräulein Dröge schien beeindruckt. »Du musst wirklich einen sehr reichen Großvater haben«, sagte sie anerkennend, als die Kutsche in einiger Entfernung vom Eingangsportal hielt und die beiden Ankömmlinge ausstiegen. Nach der Zahlung des Fahrpreises und einem kleinen Trinkgeld bedeutete sie dem Kutscher, an der Allee zu warten, da er sie gleich wieder zum Bahnhof zurückbringen sollte. In diesem Moment hörte man Hufgetrappel. Antonia, die ausgestiegen war, wandte sich

um. Es war der schneidige, völlig durchnässte Reiter von vorhin, den sie vom Zug aus gesehen hatte. Er zügelte sein Pferd und sprang ab. Ein Stallbursche war gleich zur Stelle und führte den schweißüberströmten Rappen in Richtung Stall. Antonias Herz klopfte schneller. Wer war der junge Mann in der engen, blauen Uniformjacke, der sie jetzt mit einem flüchtigen Blick streifte und es nicht nötig fand, zu grüßen, so eilig hatte er es.

»Maximilian«, hörte Antonia jetzt eine weibliche Stimme rufen. »Wo bleibst du denn?« Sie sah an der Fassade des Herrenhauses empor. Eine elegant gekleidete Dame mit hochgetürmten, roten Haaren stand auf dem Balkon und beugte sich leicht über die Brüstung. »Der Verwalter wartete schon eine Stunde auf die Besprechung.«

»Entschuldige, Mutter«, erwiderte Maximilian und strich sich sein nasses Haar aus der Stirn. »Ich komme ja schon! Aber wenn du erlaubst, zieh ich mir noch schnell etwas Trockenes an.«

Die Dame auf dem Balkon schüttelte missbilligend den Kopf. »Du wirst dir noch den Tod holen – bei diesem Wetter stundenlang auszureiten!« Ihre Worte verhallten ungehört, denn der junge Mann war, die Freitreppe zwei Stufen auf einmal nehmend, schon hinter dem Eingangsportal verschwunden.

Antonia sah ihm neugierig nach. War das der Stiefsohn ihres Großvaters?

»Komm jetzt, Antonia«, Fräulein Dröge fasste sie energisch bei der Hand und zog sie mit sich. »Trödeln wir nicht herum. Ich muss sehen, dass ich meinen Zug nach Rostock und auch den anschließenden nach Berlin nicht versäume.« Sie läutete die Glocke. Ein Dienstmädchen erschien und musterte sie. »Sie wünschen?«

»Ich möchte Herrn Baron Albrecht-Johann von Rackwitz sprechen«, erklärte Fräulein Dröge in amtlichem Ton. »Es ist wichtig.«

»Wen darf ich melden?«

»Ich bin von der Jugendfürsorge aus Berlin. Alles Weitere möchte ich dem Herrn Baron selbst sagen.«

Das Mädchen streifte sie und Antonia mit einem abschätzenden Blick. »Bitte warten Sie einen Moment, Fräulein.«

Antonia trat von einem Fuß auf den anderen. Sie fühlte sich unbehaglich in ihren fadenscheinigen Mäntelchen, der Baskenmütze und den abgetragenen Stiefeln, die drückten, weil sie schon viel zu eng waren.

»Halt dich bitte gerade, Antonia!«, mahnte Fräulein Dröge. »Und nimm die Schultern zurück. Was soll dein Großvater von dir denken, wenn du so krumm und bucklig dastehst.«

In diesem Moment hörte man schwere Schritte und der Gutsherr erschien. Er war eine stattliche Erscheinung mit grau meliertem Haar, einem dichten Schnurrbart und eisgrauen Koteletten an den Schläfen. In seiner Cordjacke

mit Hemd und Krawatte, den braunen Reithosen und Stiefeln sah er sehr imposant aus. Mit zusammengezogenen Brauen musterte er die beiden. »Was gibt es? Was wollen Sie?«, knurrte er wenig freundlich.

»Ich komme von der Fürsorge ...«, begann Fräulein Dröge in wichtigem Ton.

Ohne ihr die Zeit zu einer Erklärung zu lassen, unterbrach sie der Baron. »Spenden für die Fürsorge mache ich nicht an der Tür, sondern nur nach schriftlichen Eingaben. Auf Wiedersehen.« Er wandte sich um, im Begriff, die Tür wieder hinter sich zuzuziehen.

»Halt! Warten Sie, mein Herr!« Fräulein Dröges Stimme wurde schrill. Sie trat auf die Türschwelle und bekam den Baron gerade noch am Ärmel seines Rockes zu fassen. »Das ist ein Missverständnis! Ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen, es geht um ...«

»Was fällt Ihnen ein«, fuhr der Baron sie empört an und riss sich los. »Verschwinden Sie! Ich sagte doch, ich gebe keine Almosen an der Tür.«

»Hören Sie mir doch erst einmal zu!« Fräulein Dröge war außer sich über diese Unhöflichkeit. »Ich bin von der Jugendfürsorge in Berlin«, rief sie entrüstet. »Es geht um Ihre Enkelin Antonia von Rackwitz. Man hat mir die Aufgabe zugeteilt, sie vom Heim der Barmherzigen Schwestern zu Ihnen nach Gut Eichenwalde zu bringen. Sie sind doch ihr Großvater – oder nicht?« Sie schob Antonia vor, die jetzt mit

gesenktem Kopf und leiser Stimme ein undeutliches, zuvor eingeübtes »Guten Tag, Großvater«, hervorbrachte.

»Ja - ich ...«, der Baron wurde bleich und starrte auf das junge Mädchen, das mit niedergeschlagenen Augen in sichtlicher Verlegenheit vor ihm stand. Ihm fehlten auf einmal die Worte. »Sagten Sie ... das ist meine Enkelin?«, brachte er erst nach einiger Zeit heraus und seine tiefe, sonore Stimme zitterte plötzlich.

Fräulein Dröge zog es vor, darauf nicht zu antworten, und so entstand eine kurze Pause. »Entschuldigen Sie meine barsche Art«, sagte der Baron schließlich und wischte sich mit dem Taschentuch über die Stirn. »Ich bin sehr überrascht. Kommen Sie doch bitte herein, damit wir in Ruhe reden können.« Er schritt voran durch die weitläufige Halle, die an einen Salon grenzte, in dem an einem riesigen Sandsteinkamin ein prächtiges Feuer prasselte. Auf einem Vorleger rekelten sich zwei Hunde, die beim Eintritt der Besucher den Kopf hoben und leise knurrten. »Ruhig, Tasso, Mimi! Platz!« Die Hunde gehorchten. »Bitte setzen Sie sich doch«, er wies auf einen der ausladenden Sessel, die um den Kamin standen.

»Fräulein ...?«, er sah sie fragend an. »Wie war doch Ihr Name?«

»Dröge«, erwiderte die Angesprochene knapp, die in gerader Haltung und pflichtbewusster Miene stehen geblieben war. »Martha Dröge. Ich habe leider sehr wenig

Zeit und muss, so schnell wie möglich, wieder nach Berlin zurück. Das heißt, sobald wir die Formalitäten geregelt und ich Ihre Fragen beantwortet habe. Wenn Sie mir bitte erst einmal das hier unterschreiben würden.« Sie nestelte aus ihrer Aktenmappe einen Hefter, aus dem sie dem Baron einige Schriftstücke vorlegte. »Das letzte Blatt, ganz unten.«

Der Baron griff nach seinem Monokel, das um seinen Hals hing und überflog das Dokument. »Jetzt sagen Sie mir doch, was das alles bedeuten soll!«, grollte er plötzlich mit so lauter Stimme, dass Antonia erschrocken zusammenfuhr. »Wie käme ich dazu, so etwas zu unterschreiben? Wenn das Mädchen Probleme macht, sollte es besser in Ihrer Erziehungsanstalt bleiben. Mein Sohn ist im Krieg gefallen – wir hatten leider kein gutes Verhältnis. Und deshalb habe ich meine Enkelin noch nie gesehen. Allerdings«, er straffte die Schultern, »frage ich mich nun doch, warum ihre Mutter sich nicht um sie kümmert. Das sieht ihr ähnlich, ihre unerzogene Tochter einfach zu mir abzuschieben.« Er zog ärgerlich die Stirn zusammen.

»Es handelt sich hierbei nicht um ein Erziehungsproblem. Sondern darum, dass Antonia Waise geworden ist. Ihre Mutter, also Ihre Schwiegertochter, ist vor einiger Zeit verstorben – wussten Sie das etwa nicht?«, fragte Fräulein Dröge spitz. »Und nun sind Sie als ihr nächster Verwandter gesetzlich verpflichtet, sich ihrer anzunehmen.«

Der Baron hob erstaunt die Augenbrauen. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen und schloss ihn wieder. Sein Schnurrbart zitterte. In der Stille hörte man nur die Wanduhr ticken. Dann nahm er das Dokument und setzte seine Unterschrift darunter. »Nein ... davon wusste ich nichts. Aber wenn das so ist ...«, er seufzte und machte eine kleine Pause. »Dann kann das Mädchen natürlich vorläufig hierbleiben.« Er reichte der Beamtin das Blatt, die es in ihrer Aktenmappe verstaute.

»Damit habe ich meine Pflicht getan. Ich rate Ihnen, Antonia nicht allzu nachsichtig zu behandeln«, mahnte Fräulein Dröge. »Ihr vor allem nicht zu viele Freiheiten zu erlauben. Sparen Sie nicht mit Strafen. Meinem Eindruck nach ist sie ziemlich verzogen, schwer zu bändigen und braucht eine feste Hand. Im Heim muss sie sich sehr schlecht und aufrührerisch gegen die Nonnen betragen haben.«

»Das sind ja keine guten Nachrichten.« Der Baron sah misstrauisch zu Antonia hinüber. »Aber hier – auf dem Gut herrschen Zucht und Ordnung. Da wird sie sich fügen müssen.«

»Dann wünsche ich Ihnen bei der Erziehung viel Glück!«

Der Baron reichte ihr die Hand. »Danke, dass Sie sich hierherbemüht haben. Und entschuldigen Sie mein unfreundliches Benehmen. Ich begleite Sie hinaus.«

»Bemühen Sie sich nicht«, erwiderte Fräulein Dröge kühl. »Ich finde den Weg. Der Kutscher wartet an der Allee auf mich.« Sie drehte sich auf dem Absatz um und ging aufrecht und mit großen Schritten hinaus. Antonia war jetzt mit ihrem Großvater allein, der sie mit zusammengezogenen Brauen betrachtete. Sie hatte den Kopf gesenkt und fühlte sich unter seinem Blick nicht besonders wohl. Dieser Mann, der ihr Großvater sein sollte, hatte nichts Gütiges. Er strahlte Kühle aus und jagte ihr sogar Angst ein. Am liebsten hätte sie sich umgedreht und wäre fortgelaufen. »Wie alt bist du?«, fragte er jetzt in einem strengen, brummigen Ton.

»Sechzehn«, erwiderte sie leise und setzte rasch hinzu: »Ich werde bald siebzehn.« Sie erwartete, dass er nun noch weitere Fragen an sie richten würde, wissen wollte, was geschehen war, was sie erlebt hatte - doch es kam nichts dergleichen.

»Gut, Antonia. Um neunzehn Uhr ist Abendessen. Ich lege Wert auf Pünktlichkeit.« Ohne noch ein weiteres Wort zu verlieren, griff er nach der silbernen Klingel, die vor ihm auf dem Tisch stand, und läutete. Das Dienstmädchen Minna erschien. »Richten Sie das Gästezimmer - das unter dem Dach im linken Flügel - für meine Enkelin Antonia her. Und stecken Sie das Mädchen, so bald es geht ins Bad, damit sie uns keine Flöhe ins Haus trägt.«

Minna knickte. »Wie Herr Baron wünschen. Kommen Sie«, sagte sie zu Antonia, die ihren Koffer ergriff und ihr folgte.

Der Baron sah ihr nach und schüttelte missmutig den Kopf. Auch das noch – da schneite ihm plötzlich so eine Göre ins Haus. Seine Enkelin, die er noch nie gesehen hatte, und die er bisher auch nicht sehen wollte! Ihr Vater, sein einziger Sohn Karl, hatte ihn so tief enttäuscht, dass er ihn schon vor einiger Zeit aus seinem Leben gestrichen hatte. In seinen Augen war er nichts weiter als ein Träumer und ein Tunichtgut gewesen. Ständig hatte er vor seiner Staffelei gesessen und seltsame farbige Bilder gemalt, auf der die Natur verunstaltet und die Menschen unkenntliche, grässliche Fratzen hatten. Er verstand das nicht und würde es nie verstehen. Sein Sohn hätte nach alter Tradition einst das Gut erben, das Gestüt leiten und sich um die Pferdezucht und Landwirtschaft kümmern sollen. Doch Karl wollte von Anfang an nichts von alledem wissen, und so war er gezwungen gewesen, die Leitung selbst zu übernehmen. Und dann, nach einem schlimmen Streit war Karl gegen seinen ausdrücklichen Willen nach Berlin gegangen, um Kunst zu studieren. Eine Kunst, die brotlos war und nichts einbrachte, das war seine Meinung. Und er hatte sich nicht geirrt – es war genauso gekommen, wie er es vorausgesehen hatte. Und aus Trotz hatte Karl dann auch noch geheiratet, ohne ihn zu verständigen. Eine um einiges ältere, schwächliche und kränklich aussehende Kunststudentin, die er an der Uni kennengelernt hatte. Diese Gertrud, die nicht einen einzigen Pfennig mit in die Ehe

gebracht hatte. Das Blut wallte in seinen Adern, wenn er nur daran dachte. Niemand durfte seitdem in seiner Gegenwart den missratenen Sohn, der zum Schluss auch noch so ungeschickt war, im Großen Krieg zu fallen, erwähnen. Für ihn war er jedenfalls schon lange vorher gestorben.

Und jetzt, nachdem Karls Leben so schmachvoll gescheitert war, halste man ihm ungefragt die Verantwortung für seine Enkelin auf! Er schnaufte entrüstet, trat zum Fenster und zündete sich zur Beruhigung eine Pfeife an, während Antonia bedrückt hinter dem Dienstmädchen her die breite Treppe mit dem verschnörkelten, schmiedeeisernen Geländer hinaufstieg. Auf halbem Wege überholte sie Maximilian, der junge Mann, den sie vom Zug aus reiten gesehen hatte und der es eilig zu haben schien. Er hatte sich umgezogen, trug eine grüne Samtjacke und ein weißes Hemd, über dessen Kragen seine noch feuchten, dunklen Haare fielen. Kurz stutzend streifte er Antonia mit einem Seitenblick, schien aber die Frage, die ihm auf den Lippen lag, zurückzudrängen. Im ersten Stock angelangt, verschwand er in einem Zimmer mit halb geöffneter Tür, in dem um einen runden Konferenztisch mehrere Personen saßen. Während Minna weiter nach oben stieg, blieb Antonia stehen und spähte neugierig hinein.

»Da bist du ja endlich, Maximilian!«, hörte sie die helle Stimme der eleganten Dame mit den roten Haaren, die sie

zuvor auf dem Balkon gesehen hatte. »Es hat aber lange gedauert, bis du dich umgezogen hast.«

»Entschuldige die Verspätung, Mutter! Aber ich war völlig durchnässt.« Maximilian, der die Zeit absichtlich hinausgezögert hatte, weil ihn die Versammlung langweilte, nahm an dem runden Tisch Platz. »Bei meinem Ausritt musste ich gezwungenermaßen einen Umweg nehmen. Die Warnow hatte Hochwasser und Adonis wollte nicht rüber.«

»Hast du Albrecht-Johann nicht gesehen?«, fragte die Baronin unruhig. »Er hat sich für ein paar Minuten entschuldigt und ist immer noch nicht zurück. Wir brauchen dringend seine Einwilligung zu unseren Plänen.«

»Er war eben noch im Salon«, sagte Maximilian. »Irgendjemand wollte ihn sprechen. Sicher kommt er gleich. Wir können ruhig schon mal weitermachen.«

Ein vierschrötig wirkender Mann in einer leinenen Landjacke ergriff jetzt das Wort. »Ich möchte noch einmal dringend auf den Kernpunkt unserer Besprechung hinweisen, Frau von Rackwitz. Die Pferde fehlen uns – besonders die Kaltblüter für die Feldarbeit«, begann er. »Auch unser Bestand an Zuchtpferden ist sehr dezimiert. Der Reitbetrieb bringt im Moment gar nicht viel ein – und als Bereiter haben wir im Moment nur die Pferdeknechte. Durch den Krieg gibt es auch nicht genügend Arbeiter. Ich weiß nicht, wie ich alles bewältigen soll.«

»Vielleicht sollten wir versuchen, die Landwirtschaft zu modernisieren, mit Maschinen zu vereinfachen – auch wenn mein Mann davon nicht begeistert ist.« Die rothaarige Dame hob die Augenbrauen. »Sein Ideal ist nach wie vor die Züchtung höherer Pferderassen wie das Mecklenburger Warmblut.« Sie sah in die Runde. Der Mann in der Leinenjacke wiegte den Kopf. »Schade – Maschinen wären eine wirkliche Erleichterung. Einen Traktor oder Käser könnten wir gut gebrauchen ...«

»Versuchen Sie, das meinem Mann plausibel zu machen«, fuhr Frau von Rackwitz fort und zupfte am Ausschnitt ihrer Spitzenbluse. »Ich möchte bei ihm auch eine dringende Renovierung des Gutshauses durchsetzen. Man muss mit der Zeit gehen, nicht wahr, Max? Wie denkst du darüber?«

»Ich bin ganz deiner Meinung, Mutter«, erwiderte der Angesprochene, der gerade verträumt aus dem Fenster gesehen hatte. »All das liegt im Bereich des Möglichen. Meines Wissens könnten wir das ohne Weiteres umsetzen – ich meine den Kauf von Maschinen oder die Renovierung des Hauses. Was nützt es, wenn das Geld ungenutzt im Tresor liegt? In einem muss ich Vater jedoch recht geben. Unsere Pferdebestände sind durch die Reparaturen des Kriegsheeres stark vermindert. Die Hengste und Stuten, die jetzt in den Ställen stehen, reichen einfach nicht für eine ordentliche Zucht. Wir müssen den Bestand mit frischem

Blut auffüllen. Ich würde mich gerne mit Vaters Erlaubnis darum kümmern - neue Vollblüter kaufen.«

»Vollbluthengste - das macht doch die stämmigen Mecklenburger Warmblüter viel zu leicht«, murkte der Verwalter. »Eine Mischung aus Kaltblut, Mecklenburgern und einer Spur Trakehner gäbe sicher ein besseres Ergebnis.« Die beiden Vorarbeiter, kräftige, von der Sonne verbrannte Männer in ihrem Sonntagsgewand, stimmten ihm zu. »Früher haben wir das immer so gemacht. Und wir hatten auf unserem Gestüt die besten Pferde weit und breit.«

»Das mag ja alles so gewesen sein«, seufzte Maximilians Mutter. »Aber jetzt ist schließlich eine andere Zeit angebrochen.«

»Man muss ja nicht immer nur an den Sport denken, Chef - an die besten Rennpferde«, ließ der Verwalter von sich hören.

»Aber die bringen doch am meisten Geld«, warf Maximilian trocken ein.

»Und was ist mit der Modernisierung des Hauses?«, mischte sich die Baronin wieder ein. »Ich habe nicht einmal ein Ankleidezimmer, geschweige denn ein ordentliches Badezimmer. Alle Räume im Haus sind hoch und lassen sich durch die Kamine nur schlecht heizen. Herr Globisch, was sagen Sie als Architekt dazu?«

»Ich sehe kein Problem darin, alles nach Ihren Wünschen zu installieren, gnädige Frau!«, sagte der Architekt. »Wie

schon besprochen, läge ein kleiner Anbau im hinteren Teil des Hauses durchaus im Bereich des Möglichen. Man könnte noch eine Glasveranda und Terrasse mit Blick auf den See hinzufügen«, er strich nachdenklich über seinen schmalen, dunklen Oberlippenbart. »Ich habe Ihnen den Plan ja schon vorgelegt und warte auf den Auftrag. Es fehlte nur noch das Einverständnis Ihres Gatten.«

Die Baronin sah nervös zur Tür und stand auf. »Wo bleibt er denn? Ohne ihn kommen wir einfach nicht weiter. Am besten, ich sehe selbst einmal nach.«

Antonia wich von der Tür zurück und eilte rasch die Treppe hinauf. Sie hörte das Dienstmädchen Minna vom dritten Stock aus nach ihr rufen: »Fräulein - wo bleiben Sie denn?«

Rasch betrat sie das kleine Mansardenzimmer, wo Minna bereits die Überzüge von den Möbeln genommen und das Bett aufgedeckt hatte. Der Raum war einfach eingerichtet, mit hellen, geblühten Baumwollgardinen vor dem Fenster, deren Muster sich auf der Bettdecke wiederholte. Ein Tisch ein Stuhl, ein Bett, die Kommode und ein Schrank, in dem sie ihre Sachen aufbewahren konnte - mehr war auch nicht nötig.

»Ich hole Ihnen jetzt noch Handtücher und frische Bettwäsche«, erklärte Minna und verschwand. Antonia stellte den Koffer ab, ging über das knarrende Parkett und öffnete die Schranktür, wo ihr ein Geruch von Mottenkugeln entgegenschlug. Hier gab es mehr als genügend Platz für

ihre einfache Garderobe, ihre Bücher und die kleinen Erinnerungen, die sie mitgenommen hatte. Sie schob die Vorhänge beiseite und riss das Fenster auf, um die abgestandene Luft hinauszulassen. Ein frischer Wind wehte herein, und sie genoss den weiten Ausblick, der sich ihr bot. Linkerhand lag die mächtige Eichenallee, während sich rechts in der Ferne goldgelbe Weizenfelder bis zu einem ausladenden Waldgebiet erstreckten. Der kleine See, von dem sie bei ihrer Ankunft nur einen Ausschnitt gesehen hatte, lag wie eine geheimnisvolle grünliche, von Büschen und Bäumen gesäumte Fläche nur wenige Meter vom Gutsgebäude entfernt. Sie konnte sogar einen Steg erkennen und einen Kahn, der am Ufer lag. Noch schwebten nasse Frühjahrsregennebel über der Landschaft, doch im Sommer musste es wahrscheinlich ein Paradies sein. Sie schloss das Fenster, legte ihren Mantel und die Baskenmütze ab und begann, ihre Sachen auszupacken und in den Schrank zu räumen. Sorgfältig reihte sie ihre Bücher auf die Kommode und stellte das gerahmte Bild ihrer Eltern daneben. Der Vater sah ihr lächelnd in seiner Uniform entgegen und die Mutter schmiegte sich mit ernster Miene an seine Brust. Tränen traten ihr in die Augen und sie wandte sich schnell ab. Jetzt musste sie nach vorne blicken, versuchen, sich in ihrer neuen Heimat, im Haus ihres Großvaters, zurechtzufinden. Auf jeden Fall war es hier besser als in der bedrückenden Atmosphäre des

Waisenhauses, wo man viele, nach dem Krieg elternlos gewordene Kinder, kaum unterbringen konnte. Minna erschien jetzt schnaufend mit der Bettwäsche und den Handtüchern. »Haben Sie sonst noch einen Wunsch?«, fragte sie, während sie das Bett bezog. Antonia schüttelte den Kopf.

»Ihr Bad können Sie gleich im Raum neben der Dienstbotenküche einnehmen. Dort steht eine Zinkwanne. Umziehen können Sie sich hinter einem Paravent. Ich bringe Ihnen dann heißes Wasser. Die Handtücher nehmen Sie am besten gleich mit.«

»Ich möchte heute nicht mehr baden«, erwiderte Antonia mit Nachdruck. Das Blut war ihr in die Wangen geschossen. »Und Flöhe habe ich auch keine!«

»Ganz wie Sie meinen«, sagte Minna in gleichgültigem Ton. »Dann eben morgen. Ich tue nur das, was mir der Herr Baron aufgetragen hat. Wenn Sie erlauben, möchte ich noch darauf hinweisen, dass man sich auf Gut Eichenwalde zum Essen umzieht. Die Frau Baronin legt großen Wert auf Etikette.« Sie knickste und zog die Tür hinter sich zu. Antonia sah ratlos hinter ihr her. Umziehen – zum Essen? Wo gab es denn so was? Sie hatte, außer dem, was sie trug, nur ihre Wäsche, eine Strickjacke, eine Bluse und ihr kariertes Sommerkleid dabei, das sie bereits in den Schrank gehängt hatte. Es hatte im Koffer Falten bekommen und wirkte zerknittert. Jetzt rächte es sich, dass sie ihre Sachen so

achtlos in den viel zu kleinen Koffer geworfen hatte. Sie beschloss, bei ihrer Reisekleidung zu bleiben, dem dunkelblauen Faltenrock und dem von der Mutter gestrickten Pullover mit passenden Kniestrümpfen. Mit einem kritischen Blick sah sie auf ihre braunen, an den Spitzen abgestoßenen Schuhe und versuchte, mit einem Taschentuch und etwas Spucke den angetrockneten Schmutz zu entfernen. Ganz gelang es nicht - aber schließlich war man ja hier auch auf dem Land. Antonia warf sich aufs Bett, um die Matratze zu erproben. Eine ganze Weile blieb sie unbeweglich auf dem Rücken liegen und starrte gegen die Decke. Es war alles so unwirklich. Jetzt war sie auf Gut Eichenwalde, da, wo ihr Vater aufgewachsen war. Das Einzige, was sie wusste, war, dass er sich mit seinem Vater, also ihrem Großvater überworfen hatte, weil er sein eigenes und selbstbestimmtes Leben führen und sich der Kunst widmen wollte. Sie fragte sich, ob er in diesem Haus Spuren hinterlassen hatte - vielleicht hing ja hier eines der Bilder, die er gemalt hatte? Sie würde es bestimmt herausfinden. Ihr Blick fiel auf die kleine Standuhr, die tickend auf der Kommode stand. Was hatte der Großvater zu ihr gesagt? Um neunzehn Uhr sollte sie zum Abendessen kommen - dabei wusste sie nicht einmal, wo das Speisezimmer war. Ihr Herz klopfte höher, wenn sie daran dachte, dass sie dabei auch ihren gut aussehenden Stiefbruder, der so hervorragend reiten konnte, näher

kennenlernen würde. Und natürlich auch die rothaarige Dame, die zweite Frau ihres Großvaters. Sie erinnerte sich, dass ihr Vater sich geärgert hatte, als er von der Hochzeit erfuhr, die nicht lange nach dem Tod seiner Mutter stattgefunden hatte. Die um viele Jahre jüngere, kapriziöse Theresa, die Witwe eines Beamten, brachte zwei halb erwachsene Kinder mit in die Ehe. Das letzte Band zwischen Vater und Sohn war wohl damals endgültig zerrissen.

Sie erhob sich, trat vor den kleinen, halb blinden Spiegel über der Konsole und befestigte einige herausgerutschte Strähnen ihres widerspenstigen, semmelblonden Haares in ihrem Zopf. Dann goss sie etwas Wasser aus dem bereitstehenden Krug in das kleine Porzellanbecken, wusch sich Gesicht und Hände und trocknete sich sorgfältig ab. Prüfend betrachtete sie sich, kniff sich in die Wangen, damit sie Farbe bekamen, und presste die Lippen mehrmals aufeinander. Schließlich wollte sie nicht wie ein blasses Gespenst zum Abendessen erscheinen. Äußerlich gefasst straffte sie die Schultern und machte sich auf den Weg nach unten. Köstliche Essensdüfte nach Braten und frisch gebackenem Kuchen wiesen ihr den Weg zum Speisezimmer. Als sie vorsichtig die Tür öffnete, aus dem leises Stimmengemurmel drang, war sie fast geblendet vom Weiß der Tischwäsche, dem Strahlen der Kerzen, die sich in den Silberplatten mit den Speisen widerspiegelten, und dem kostbaren Porzellan, mit dem der lange Eichentisch gedeckt